



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Julian: Die deutsche Literatur zur Zeit der siebenjährigen Krieges.  
I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gänge wie zur eignen Beruhigung auf feste Daten zu bringen, ist so alt wie der historische Sinn der Menschen überhaupt. Vorausgesetzt, daß unsre Frage vor der Wissenschaft ehrlich als eine offene betrachtet wird, halte man nur getrost an der traditionellen Zahl bis auf Weiteres fest.

Der Leipziger Buchdruck hat alle Ursache, mit freudigem Stolge auf die vier Jahrhunderte seines Bestehens zurückzublicken. Eine lange Reihe von Städten, die in der Geschichte der deutschen Typographie einst zu den glänzendsten Namen zählten, steht heute fast bedeutungslos auf diesem Gebiete da. Leipzig hat sich von den kümmerlichsten Anfängen im Laufe der Jahrhunderte zum Haupt- und Mittelpunkt des deutschen Buchdruckes und Buchhandels emporgerungen. Wenn es den Anschein hat, als sollte es ganz neuerdings von Stuttgart überflügelt werden, so scheint es doch eben auf den ersten Blick nur so. Der großen Anzahl „illustrirter Prachtwerke“, die der Stuttgarter Buchhandel im Laufe des letzten Jahrzehntes in rascher Folge auf den Markt geworfen, hat Leipzig allerdings wenig Gleichartiges an die Seite zu setzen. Was Leipzig fehlt, und worin Stuttgart augenblicklich unleugbar einen Vorsprung hat, das ist eine tüchtige Schule für Xylographie, ein tüchtiges Institut für Lichtdruck — empfindliche Mängel, auf deren Beseitigung mit allen Mitteln wird hingearbeitet werden müssen. Im Buchdruck aber, vor allem auch im Holzschnittdruck behauptet Leipzig nach wie vor den ersten Rang, und die Leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung wird sicherlich zeigen, daß Leipzig gewillt ist, diesen Rang auch in Zukunft zu behaupten und nicht in unthätiger Siegesgewißheit die Hände in den Schooß zu legen.

---

## Die deutsche Literatur zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Julian Schmidt.

### I.

Das Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 hatte die Gemüther auf eine uns ganz unverständliche Weise erschüttert. In dem stolzen Gefühl der immer wachsenden Aufklärung hatte man sich allmählich eingeredet, die Weltgeschichte gehe in gerader Linie vorwärts, und nicht bloß die Wolffianer glaubten an eine weise und stetig wirkende Vorsehung für das Ganze der Welt.

Nun tauchte plötzlich die Macht des Zufalls auf, in ihrer grauenvollsten verhaßtesten Gestalt, und gerade die Führer der Aufklärung, Voltaire voran, legten sich die Frage vor, ob nicht vielleicht der blinde Zufall die Welt regiere.

Diese Frage sollte den Philosophen bald näher treten. Ein größeres Unglück kam über die Welt, als das Erdbeben von Lissabon, ein Unglück für drei Welttheile: der siebenjährige Krieg.

„Europa hat keine schöneren Tage gesehen, als die Jahre nach dem Aachener Frieden, 1748 bis 1756. Der Handel blühte von St. Petersburg bis Cadix, und die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten mit einander; Europa glich einer großen Familie, die sich nach ihren Zwistigkeiten geeinigt hat.“ So Voltaire in seiner „Geschichte Ludwig's XV.“

Klopstock und Winckelmann hatten, indem sie auf Ziele hinwiesen, die über das gemeine Wirkliche hinausgingen, den deutschen Idealismus begründet. Nun aber trat ein Mann in den Vordergrund, der die Deutschen wieder aus dem Lande der Träume und Ideale zu verdrängen schien, dessen gewaltiges Leben alles verdunkelte, was sonst in Deutschland vorging: Friedrich der Große.

Friedrich hatte sich wohl sagen müssen, daß mit dem Frieden von 1745 seine Eroberung noch nicht perfekt geworden sei; mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete er alle Schritte seiner Gegner.

Im Herbst 1755 trat das Unerwartete ein: die beiden Großmächte Frankreich und Oesterreich, deren Rivalität seit nahezu drei Jahrhunderten die Signatur der Weltstellung gewesen war, traten durch die Vermittelung des österreichischen Ministers Kaunitz in einen engen Bund, dem sich auch Rußland anschloß.

Friedrich kam auf die Spur, und wenn er auch von dem Umfange der Gefahr keine Vorstellung hatte, so erkannte er doch, daß für ihn die Rettung nur in der äußersten Verwegenheit liege: er mußte den Feinden zuvorkommen.

Zwischen Frankreich und England stand ein Entscheidungskampf über die Hegemonie in Asien und Amerika bevor; Preußen war demnach auf England gewiesen. Ohne daß es in der Absicht der Fürsten lag, wurde die Konstellation so, daß zwei protestantische Mächte gegen zwei katholische den Kampf auf Leben und Tod unternahmen. Am 5. Juli 1756 wurde in Berlin der Vertrag mit England abgeschlossen.

In Dresden verzweigten sich alle Fäden der Verschwörung; dorthin richtete sich der erste Sturm. Am 28. August rückte Friedrich aus; am 9. September zog er in Dresden ein, zwang am 15. Oktober die sächsische Armee zur Kapitulation und bezog dann seine Winterquartiere in Dresden. Sachsen

kam sich vor wie eine eroberte Provinz, die Preußen ergriff ein wahrer Taumel des Sieges.

Die Verhältnisse aller Männer, die bis dahin am Aufbau der deutschen Literatur gearbeitet, wurden durch diese Ereignisse aufgerüttelt.

Lessing hatte mit einem Leipziger Patrizier einen Vertrag abgeschlossen, ihn auf einer längeren Reise zu begleiten: im Mai 1756 waren sie von Leipzig abgereist und bis Amsterdam gekommen. Da rief der Krieg sie im September zurück. Um die versprochene Entschädigung, die ihm nicht ausbezahlt wurde, mußte Lessing einen achtjährigen Prozeß führen.

In Leipzig war eine entsetzliche Noth; der Buchhandel stockte; die Schauspieler wanderten aus; Winkelmann hätte beinahe seine Pension verloren; Rästner nahm einen Ruf nach Göttingen an.

„Warum fliehen Sie nicht diesen Ort der Unruhe, Betrübniß und allgemeinen Verzweiflung?“ schreibt Moses Mendelssohn an Lessing. Dieser hatte freilich in Leipzig zugleich die Geschäfte seiner Berliner Freunde zu besorgen: er machte die Korrekturen zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die „zur Beförderung des guten Geschmacks“ von Mendelssohn und Nicolai herausgegeben wurde: auch in Paris hatte man Korrespondenten für die Bibliothek gewonnen, und Winkelmann schickte zahlreiche Beiträge aus Rom.

Am 14. Januar 1757 fordert Sulzer seinen Freund Ewald Chr. v. Kleist auf, dafür zu sorgen, daß der Krieg nicht wieder von einem Franzosen beschrieben werde, der ihn zu einer Episode des englisch-französischen Krieges herabsetzen würde. „Die Thaten der deutschen Helden müssen von deutscher Feder beschrieben werden. Sammeln Sie nur zuverlässige Nachrichten und hinlängliche Pläne, so wird sich wohl unter Ihren Freunden ein Kopf finden, der sie in eine würdige Geschichte bringt. Wenn ich es thun könnte, so sollte mir weder Gefahr noch Mühseligkeit zu groß sein, überall selbst zu sehen, ich würde mich entschließen, die Kriegskunst durch alle Stufen zu lernen, um mich dazu geschickt zu machen.“ . . . „Mich dünkt, daß ganze Armeen gewissermaßen persönlichen Charakter haben: so werden sie erzogen, so denken, so handeln sie, wie einzelne Personen. Den Charakter unserer Armee möchte ich so geschildert sehen, wie Labruyère einzelne Personen geschildert hat. Der vernünftigste Theil des hiesigen Publikums bewundert und verehrt diese Armee; ein Theil aber, hauptsächlich der Adel, ist unzufrieden, undankbar, furchtsam.“

Im März 1757 kam Kleist als preussischer Major nach Leipzig, die Umwandlung sächsischer Soldaten in preussische zu besorgen; nicht mehr von Friedenssehnsucht verzehrt, sondern stolz auf den Ruhm seines Königs. „Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir o Himmel! — einher vor wenig Helden

ziehen; ich seh' dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn, und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel."

Lessing lernte ihn gleich nach seiner Ankunft kennen, da Kleist einige Tage bettlägerig war, und es entspann sich zwischen den beiden Lebensfrohen und tüchtigen Männern eine Freundschaft, wie sie Lessing nicht wieder gekannt hat. Aber der Umgang mit preussischen Offizieren machte ihn den Leipzigern verdächtig, er galt als leidenschaftlicher Anhänger Friedrich's.

Am 6. Mai erfocht der König den neuen großen Sieg bei Prag. Nun waren auch die Kaiserlichen geworfen, das Ziel des Krieges schien sich zu erweitern.

"Sie verlangen von mir," schreibt Lessing am 10. Mai 1757 an Gleim, "eine Ode auf Ihren König?" Er will sie versuchen.

"Dir fehlt weder die Gabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König. — Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzt vom rosenwangigen Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas; doch bist du nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen, unter brausenden Rossen. Was hält dich noch? — Singe ihn, deinen König! deinen tapferen doch menschlichen, deinen schlaunen doch edel denkenden Friedrich. Sing' ihn an der Spitze seines Heers, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, soweit Menschen den Göttern ähnlich sein können. Singe ihn im Dampf der Schlacht, sowie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verliert. Sing' ihn mit dem Kranze des Siegs, tieffinnig auf dem Schlachtfeld, mit thränenden Augen unter den Reichenamen seiner Gefährten!"

"Ich will indeß mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. — Ein Märchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und der Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute. Unglücklicher Hirt! wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich sammeln! wie rufen sie so ängstlich im Dornengeheck nach dir!" —

Gleichviel! — „Wie froh werde ich sein," setzt er in Prosa hinzu, „wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur in's Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist!"

In einer andern Ode, an Kleist, parodirt er Klopstock's Elegie an Ebert. — „Wenn auch ich nicht mehr bin, ich, deiner Freunde spätester, der ich mit dieser Welt weit besser zufrieden als sie mit mir, noch sehr lange zu leben gedenke . . . dann erst, o Kleist! geschehe mit dir, was mit uns allen geschieht! Dann stirbst du, aber eines edlern Todes: für deinen König, für dein Vaterland, und wie Schwerin. O des beneidenswürdigen Helden! Als Grenzboten II. 1879.

die Menschheit in den Kriegern stützte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Banner: folgt mir! Und alle folgten ihm zum Ziel des Siegs. Ihn aber trieb allzuviel Muth bis zum Tode; er fiel, und es floß das breite Banner zum leichten Grabmal über ihn her.“

Am 22. Mai 1757 schreibt Sulzer an Kleist, er gehe damit um, Lessing wieder für Berlin zu gewinnen: „Es ist billig, daß wir jetzt suchen, so groß in Wissenschaften und Künsten zu werden als wir in Waffen sind. Ich hätte große Lust, den Ton der Superiorität über die andern Deutschen anzunehmen, der dem der Franzosen nicht unähnlich wäre. Dazu haben wir Männer wie Lessing nöthig.“ So wirkt der Zauber des aufstrebenden Staates auf das Selbstgefühl des geborenen Schweizer!

„Die öffentlichen Angelegenheiten nehmen meine ganze Seele ein. Ich kann keinen Augenblick aufhören, an Friedrich zu denken und sein Heer . . . Die Trommel geht. Ich muß auf die Parade, die seit dem Kriege das für mich ist, was in Athen der Porticus oder die Academie für die alten Philosophen war.“

Diese Stimmung war nicht blos in Berlin. „Wir leben hier,“ schreibt Götner am 18. Juni aus Zürich an Kleist, „in einer glücklichen Ruhe, aber alles nimmt Antheil am Waffenglück des Königs; man interessirt sich für die gerechte Sache, die so trefflich gerettet wird. Wie bedächtig und klug ist er in seinen Unternehmungen, wie kühn und groß in der Ausführung!“

„Denken Sie einmal,“ schreibt Lessing am 19. Juni an Gleim, „was sich Ihres Königs Soldaten alles unterstehn! Bald werden sie auch die besten Verse machen wollen, weil sie am besten siegen können! Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen Schlachtgesang, mit dem Zusatz, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe, der noch für jedes Regiment einen machen wolle.“

„Krieg ist mein Lied! weil alle Welt Krieg will, so sei es Krieg! Berlin sei Sparta!“ Der kräftige Marschrhythmus ist wohl das Beste an diesen Liedern. Gleim, der alte Liebesdichter, schrieb sie mit vollster Ueberzeugung; er hatte den Krieg 1743 gemeinsam mit seinem Freunde Kleist kennen gelernt und betete seinen Helden an. Auch das war Ueberzeugung, daß er alle Schuld auf Friedrich's Feinde schob und Gottes Hilfe in Anspruch nahm. Die Lieder gewinnen ungemein, wenn man sie neben Ramler's hochtrabende Oden hält; eigentlich volksmäßig waren sie nicht, und Lessing selbst deutet auf den tieferen Gehalt in dem alten Volksliede hin: „Kein sel'ger Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen auf grüner Haid' im freien Feld darf nicht hör'n groß Wehklagen!“

„Ich und der König von Preußen,“ schreibt Lessing am 18. Juni 1757

an Ramler, „werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Da nur Er, Er allein die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehen habe: wär' es nicht billig, daß er mir eine Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er bleiben lassen! Ich denke es auch, aber dafür will ich ihm wünschen, daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden!“

An demselben Tage, am 18. Juni 1757, verlor Friedrich seine erste Schlacht. Die Folgen der Niederlage bei Kollin waren noch furchtbarer als die Niederlage selbst, alle Feinde brachen los. Die Russen überschwemmten Preußen, die Franzosen den Rhein; jene siegten am 30. August bei Jägerndorf, diese veranlaßten die Engländer am 8. September zu dem schimpflichen Vertrage von Kloster Sibern und besetzten das mittlere Deutschland; auch Gleim in Halberstadt lernte sie kennen.

„Si j'avais été tué à Collin,“ schreibt Friedrich, „je serais à présent dans un port où je ne craindrais plus les orages.“

Der Nimbus des Unbesiegbaren war geschwunden. Dem Sieger von Kollin schickte der Papst einen geweihten Degen, und nicht mit Unrecht schrieb Friedrich am 13. Juli an seine Schwester: „Voici la liberté de l'Allemagne et celle de cette cause protestante pour laquelle on a tant versé de sang, voilà ces deux grands intérêts en jeu!“ Er hatte früher nicht daran gedacht, aber die Konstellation war wirklich so.

„La vie,“ schreibt er am 17. September an seine Schwester, „nous a été donnée par la nature comme un bienfait; dès qu'elle cesse de l'être, l'accord finit. . . Si vous prenez la résolution que j'ai prise, ma divine soeur! nous finissons ensemble nos malheurs.“

Doch hinderte ihn das nicht, sich in Leipzig nach seiner Art zu unterhalten. „Je suis ici dans le pays latin. J'ai, pour m'amuser, passé en revue tous les professeurs de cette université. . . J'en ai déterré un qui n'aurait pas échappé à Molière, s'il avait vécu de son temps. Cet homme admirable m'a dit avec une gravité magistrale qu'il avait accouché de 60. vol. in-folio, et qu'il en avait publié deux tous les trois mois. — Je lui dis: Mais, Monsieur, vous possédez donc la science universelle? — Aussi fais-je! répartit-il. — Mais, Monsieur, tous les trois mois deux volumes! Y pensez-vous bien? Je n'aurais pas le temps de les écrire; et comment donc avez-vous pu les composer? — Cela partait de là! me dit-il, mettant le doigt sur son front. — Un de ses confrères ajouta: et du dictionnaire de Bayle, et de tous les dictionnaires que Monsieur a fondus ensemble. — Oui, je les ai refondus ensemble, dit le savant: mais je les ai rendus excellents, car je les ai corrigés tous.“

Dieser Gelehrte war Gottsched, damals 57 jährig, der am 31. Oktober 1757 zum König befohlen war. Die Unterhaltung hatte übrigens vier Stunden gewährt und war in der größten Hitze geführt worden; sie hatten sich auch gegenseitig angefangen. Gottsched hatte bemerkt, die deutschen Dichter fänden zu wenig Aufmunterung, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verständen; darauf erwiederte Friedrich: „Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen, et je parle comme un cocher; jetzt aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu.“ — „Weil er,“ berichtet Gottsched, „mir nun soviel Regeln der Poesie gegeben hatte, die größtentheils vollkommen richtig waren, so sagte ich beim Abschied: „Je me vanterai à l'avenir d'avoir appris les loix de la poésie du législateur de tant de peuples!“ — Im Allgemeinen war es den Gelehrten, die der französischen Sprache mächtig waren, angenehmer, sich in ihr mit den Fürsten zu unterhalten, denn es gab darin kein „Er“.

„Gottsched,“ schreibt Lessing sehr ergrimmt an Kleist, „wird mit dem Gesalbten unsers Gleim immer vertrauter. Es hat wieder französische Verse gesetzt, nebst einer goldenen Tabatière und einem Ring. Er hat die ganze Unterredung mit dem König abdrucken lassen. Gott wolle nicht, daß Gottsched unserm Gleim durch diese Bekanntschaft respektabler wird! Jetzt ist vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satiren wider ihn zu machen als je.“

Am 5. November schlug Friedrich die Franzosen bei Roßbach. Nichts hat so stark dazu beigetragen, seinen Namen populär zu machen. Ganz Deutschland jubelte auf, als die preußischen Husaren mit den Putzachen der zierlichen Marquis das bekannte Possenspiel trieben. Der Popf hatte über das Kokolo gesiegt. Der Haß gegen die Franzosen war mehr und mehr gewachsen. In der Berliner Akademie hielt Prémontval eine Vorlesung über die Gallomanie und nannte die Deutschen „un peuple qui fait cas du mérite des choses et des choses solides“. Friedrich selbst machte ein Spottgedicht auf den Prinzen Soubise. Am derbsten sprach sich Winkelmann in Rom aus: „Alle Franzosen hier,“ schreibt er an einen Freund, „sind lächerlich, und ich kann mich rühmen, daß ich mit keinem von der verachtungswürdigsten Art zweibeiniger Kreaturen Gemeinschaft habe. Solltest Du nach Paris gehn, so schreibe ich keine Zeile an Dich . . Ich muß aber gestehn, daß fast alle Deutsche, die hieher kommen, französische Meerfärgchen sein wollen, und es gelingt ihnen nicht einmal, denn man muß von Mutterleibe ein Narr sein. Ein Franzose ist ungeschickt, ein großer Künstler, ein gründlicher Gelehrter zu werden, eine fremde Sprache zu lernen, ein ehrlicher Mann zu sein.“

Ein neuer Sieg des Königs, bei Leuthen, über die Oesterreicher, am 8. Dezember 1757, schien seine Stellung völlig zu sichern; freilich rückten die

Russen am 29. Januar 1758 in Königsberg ein und ließen sich dort huldigen.

„Schade,“ schreibt Bodmer am 19. Februar 1758 an Zimmermann, „daß ein Schweizer den König nicht loben darf! Wir sind so neutral, daß Reineke zwischen dem Guten und dem Bösen nicht unparteiischer ist. Wir müssen aus tiefer Politik zu Kindern werden, die zwischen der Rechten und Linken den Unterschied nicht wissen. Ich kann es Lessing und Ramler nicht verzeihn, daß sie ihn nicht loben. Ein Mensch, der Genie hat, ein Brandenburger muß es nothwendig brauchen, den neuen Cyrus zu singen.“ Und am 8. Juli: „Wenn ich Shakespeare's Heinrich V. lese, so bedaure ich Friedrich, daß seine Poeten allzuschwach sind, in seine erhabnen Entwürfe durchzudringen. Es ist das Schicksal großer Geister! Göttliche Kühnheiten bringen die Kurzsichtigkeit auf.“

Als die Russen weiter vordringen wollten, schlug sie Friedrich am 23. August in der blutigen Schlacht bei Zorndorf zurück.

Nun aber gab die Niederlage bei Hochkirch dem Kriege eine neue, sehr bedenkliche Wendung. An demselben Tage starb Friedrich's Schwester Wilhelmine, die ihm doch immer noch am nächsten stand; der Mann, den er am höchsten achtete, der Einzige vielleicht, den er achtete, sein Bruder Prinz Heinrich, wurde ihm mehr und mehr entfremdet und begegnete ihm mit kalter Abneigung; man liest es in den Briefen, wie weh das dem harten Manne that.

Lessing hatte indeß Gleim's Grenadierlieder herausgegeben, die dem König nicht vor die Augen kamen. Ganz war Lessing nicht damit einverstanden. „Es wäre besser,“ schreibt er am 16. Dezember 1758, „wenn der Grenadier das Verfluchen den Priestern überließe. Gesezt, es wird über kurz oder lang Friede: was meinen Sie, daß alsdann die kälteren Leser, und vielleicht der Grenadier selbst, zu so mancher Uebertreibung sagen werden, die sie jetzt in der Hitze des Affekts für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überschreit den Dichter noch zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist der Patriot auch bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkart das letzte ist, nach dem ich geizen würde: des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte. . . Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (zu meiner Schande muß ich es gestehn!) keinen Begriff, und sie scheint mir auf's höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre.“

Was er hier Liebe des Vaterlandes nennt, bezeichnet man heute als Partikularismus. Diesen, der in den kleinen deutschen Staaten wesentlich durch die Livree bestimmt wurde, ernsthaft zu bekämpfen, hielten damals die besten

Männer für ihre Pflicht: freilich wußten sie ihm nichts anderes entgegenzusetzen, als das farblose Weltbürgerthum.

In der Schrift „Ueber den Nationalstolz“ (1758) geißelt Zimmermann in einem Tone, der stark an die damaligen Franzosen erinnert, die Schwächen des spezifischen Nationalgefühls; bezeichnend ist es, daß der Schweizer die republikanischen Formen verhöhnt: „Der Freiheitsgeist eines Montesquieu und so vieler anderen Franzosen ist die größte Satire auf die Denkart der angeblichen Republikaner. . . . Wir leben in der Dämmerung einer großen Revolution. Des langen Zwangs müde, wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um von den verlorenen Rechten der Vernunft wieder Besitz zu nehmen. Freilich artet diese Dreistigkeit im Denken oft in eine strafbare Frechheit aus.“

Das Buch wurde ein Lesebuch der ganzen gebildeten Gesellschaft. „Die Alten,“ schreibt Mendelssohn, „haben uns vortreffliche Schriften der Art hinterlassen; die deutschen Weltweisen schränken sich in den engen Bezirk der Ideen ein, die sie zwischen den Mauern der Universität, ohne einen Blick in die große Welt, schöpfen können. Nur die freigebornen Schweizer versuchen seit einiger Zeit dergleichen.“

---

## Die Statistik der Verbrechen und der freie Wille.

### II.

Wir haben im vorhergehenden Artikel das Spiel der Kräfte darzustellen versucht, in welchem die Gesellschaft und der freie Wille des Einzelnen sich gegenseitig bedingen und bestimmen. Wenn die Statistik der Gesellschaft uns die regelmäßig wiederkehrende Zahl bestimmter sozialer Erscheinungen, wie der Verbrechen, anzeigt und damit der Nothwendigkeit des Schicksals, wie es in den Bedingungen der Gesellschaft in Zeit und Raum gegeben ist, die bleibende Herrschaft über den freien Willen zu garantiren scheint, so haben wir versucht, da die Gesellschaft doch eben kein Abstraktum, sondern eine aus Individuen zusammengesetzte Gemeinschaft ist, die Wirkungen des freien Willens des Einzelnen als Thatsache, wenn auch als unerklärte, zu retten und loszulösen. Gewiß ist ja mit der gleichen Zahl von Menschen nicht eine Summe von gleichen Bestandtheilen der Gesellschaft gegeben; bei gleicher Zahl werden die verschiedenen Gesellschaftskörper die verschiedenste Natur aufweisen; auch wächst